

I.

Wien, Dienstag, 17. April 1990

Paul Zedlnitzky wehrte sich gegen das Erwachen. Doch so sehr er sich auch bemühte, den Schlaf zu prolongieren, gegen die jahrzehntelange Routine kam er nicht an. So fügte er sich ins Unvermeidliche, setzte sich auf, schwang die Beine aus dem Bett und ließ seine Füße nach den Pantoffeln suchen. Als diese endlich gefunden waren, erhob er sich gravitatisch und tappte unsicher in Richtung Bad, wo er zuallererst seiner Blase Erleichterung verschaffte. Danach schlurfte er in die Küche, wo er Kaffee aufsetzte, ehe er wieder ins Badezimmer zurückkehrte, um zu duschen.

Während das Wasser seinen Leib beständig abwärts perlte, bekam Zedlnitzky den Anflug einer philosophische Phase. Erstmals seit langem, so kam es ihm in den Sinn, schien sich die Welt wieder ein wenig beruhigt zu haben, denn die sich täglich überschlagenden Titelüberschriften und Headlines zur Wende im Osten dominierten nicht mehr so ostentativ wie in den vergangenen Monaten.

Zedlnitzky musste grinsen. Ihm fiel wieder der vorige Sommer ein. Auf Drängen seiner Eltern war der ganze Clan damals nach Siófok an den Plattensee gefahren, wo sein Vater so etwas wie ein Stammgast geworden war, nachdem diesem Podersdorf nicht mehr so behagt hatte. Zedlnitzky empfand damals beim Gedanken an Ungarn keine sonderliche Begeisterung, doch das Preis-Leistungs-Verhältnis stimmte allemal, zudem waren die Wiener am Plattensee praktisch unter sich. Quartier und Verpflegung waren buchstäblich spottbillig, und bei Somlauer Nockerl, von den ungarischen Kellnern keck „Kaloríenbombé“ genannt, wurde Zedlnitzky jedes Mal wieder schwach.

Doch der Sommer 1989 war kein Sommer wie jeder andere gewesen. Der ORF und das ungarische Staatsfernsehen zeigten Bilder von Österreichs Außenminister Mock und seinem ungarischen Amtskollegen Horn, als sie medienwirksam den Eisernen Vorhang durchschnitten. Damals hatten beide Zedlnitzkys beinahe mitleidig gelächelt, denn dieser „Vorhang“ war schon längst nicht mehr vorhanden gewesen. Die Österreicher stürmten regelmäßig Sopron und Budapest, während die Ungarn längst die im Volksmund „Magyarhilfer Straße“ genannte Wiener Einkaufsmeile unsicher machten.

Und doch war nun etwas anders. Die Zahl jener Bürger der DDR, die einen Weg in den Westen suchten, nahm rasant zu. Und ihnen kam diese „Öffnung“ gerade recht. Zum im Wortsinne

grenzenlosen Ärger von Honecker und Co. ließen die Ungarn die Ausreisewilligen einfach passieren. Und nur wenig später wusste Ferdinand Grubmüller, ein alter Kollege von Zedlnitzky Senior und für die internationalen Verbindungen zuständig, zu berichten, dass ihm bei einem bilateralen Seminar in Bratislava von den tschechoslowakischen Kollegen ungeniert Devisentausch angeboten worden war. Wenn sich selbst die Polizei nicht mehr an die Gesetze hielt, dann war es nicht mehr weit bis zum staatlichen Zusammenbruch.

Und so kam es dann auch. Die DDR schaffte es noch mit Mühe, ihren vierzigsten Geburtstag zu feiern, dann implodierte die Herrschaft der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands ebenso beiläufig wie zuvor jene der polnischen Kommunisten. Gegen Jahresende folgten dann auch die CSSR und Bulgarien; nur in Rumänien schien der sture Ceauşescu gewillt, den Stürmen der Zeit zu trotzen. Zu Weihnachten hatte er dann allerdings seine ganz persönliche Bescherung, denn nach einem Schnellverfahren wurden er und seine Gattin durch seine eigenen Gefolgsleute einfach hingerichtet. Die ersten Monate des neuen Jahres waren dann gekennzeichnet von Wahlen nach westlichem Vorbild, die allüberall konservative Regierungen an die Macht brachten. Die Kommunisten waren weg, die Sozis im Eck, und der Eiserner Vorhang nicht nur zwischen Österreich und Ungarn Geschichte. Fraglich war damit nur noch, ob der Herr Papa auch dieses Jahr an den Plattensee fahren wollen würde.

Zedlnitzkys Geplätscher schien auch seine Gattin aufgeweckt zu haben, denn diese hantierte schon eifrig mit diversen Tellern, als er, lediglich mit einem Handtuch um die Hüften bekleidet, nach dem Kaffee Ausschau hielt. Und doch war es nicht die Bialetti-Maschine, die seine Aufmerksamkeit erregte, sondern der Umstand, dass sein Schatz lediglich einen überaus dünnen Morgenmantel trug, der einmal links, einmal rechts zur Seite flatterte, sodass Zedlnitzky der ganzen Schönheit seiner Frau gewahr wurde. Instinktiv trat er einen Schritt zur Seite, sodass er sowohl ihre vollen Brüste als auch ihre Scham im Blick hatte. Und während er noch überlegte, ihr einen Quickie vorzuschlagen, ehe die Kinder erwachten, hörte er schon Jackies verschlafenes „Ich habe Hunger“ aus dem Korridor. Resignierend öffnete er den Kühlschrank.

Das Frühstück war rasch verzehrt, und Zedlnitzky konsultierte die Küchenuhr, die ihm signalisierte, dass sich zum letzten Rest des Kaffees auch eine schnelle Zigarette gerade noch ausging. Er blies den ersten Rauch aus, als ihm auffiel, dass Peter immer noch nicht in der Küche angekommen war. „Hat der Bub denn heute keine Schule?“ Die Botschaft kam bei seiner Gattin an, die meinte, sie werde einmal Nachschau halten. Zwei

Züge am Glimmstängel später drang wüstes Gezeter an sein Ohr. Gleich darauf kam seine Frau zurück in die Küche. „Ich werde noch wahnsinnig mit dem Fratzen“, zischte sie, ehe sie die Arme in die Hüften stützte. „Der weigert sich, aufzustehen und sagt mir ins Gesicht, die Schule kann ihn einmal, und ich solle gefälligst scheißen gehen.“ Frustration und Zorn spiegelten sich deutlich in ihrem Gesicht wider, und Zedlnitzky wusste, es war an ihm, die elterliche Autorität wiederherzustellen. Er dämpfte die Zigarette aus und begab sich in Richtung des Kinderzimmers.

„Junger Mann“, begann er mit gebietender Stimme, „genug largiert. Der Ernst des Lebens wartet.“ Peter zog sich den Polster über den Kopf. „Der Ernst kann zur Hölle fahren“, maulte er. Zedlnitzky war nicht gewillt, so ein Verhalten hinzunehmen. Er setzte sich an die Bettkante und bemühte sich um Eindringlichkeit. „Ich weiß, Schule ist nicht immer leiwand. Aber ohne Bildung bist du heute halt ein Niemand. Du willst doch nicht so enden wie die Hilfsarbeiter am Bau, die sich krumm und bucklig schuften und vor der Zeit zu Greisen werden?“

Wenn Zedlnitzky dachte, seine Pädagogik habe den richtigen Ton getroffen, sah er sich rasch getäuscht. „Das ist mir wurscht“, fauchte Peter, „und jetzt lass mich endlich schlafen. Ich scheiß auf die Schule.“

Die ungeahnte Aggression, die von seinem Sohn ausging, irritierte Zedlnitzky. Was war da los? War sein Sohnmann vielleicht unglücklich verliebt? Immerhin war er fünfzehn, da kam man genau in dieses Alter. Oder wollte er eine unangenehme Schularbeit vermeiden? Auch das war möglich. Als Vater durfte er es auf keinen Fall zulassen, dass sein Sohn zum Schulschwänzer wurde. Gebieterisch klopfte er auf die Bettdecke. „Auf die Schule kannst du scheißen, sobald du die Matura hast. Bis dahin gehst du in den Unterricht. Haben wir uns verstanden?“

Wie eine Viper schnellte Peter in die Höhe und sah seinen Erzeuger hasserfüllt an. „Einen Scheiß verstehen wir uns! Du hast keine Ahnung. Von nichts!“ Peter wirbelte an seinem Vater vorbei, rannte ins Badezimmer, wo er krachend die Tür ins Schloss fallen ließ und hinter sich abspernte.

Was zum Geier war los mit dem Buben? Zedlnitzky stützte den Kopf in die linke Hand und seufzte. Es war keine zwei Jahre her, da rannte Peter mit Feuereifer dem Ball hinterher, erledigte widerwillig, aber konsequent seine Hausaufgaben, sammelte die Bilder von Fußballstars, die er mit Hingabe in sein Panini-Album klebte, und bei Familientreffen machte er

stets gute Miene zu dem für ihn langweiligen Spiel. Er ging ins Bett, wenn man es ihm sagte, er half im Haushalt mit, wenn man ihn dazu aufforderte, und er kümmerte sich um Jackie, wenn man ihm dies auftrug.

Und jetzt? Kaum ein Fach, in dem der Knabe nicht auf Nicht Genügend stand. Sprach man ihn darauf an, wurde er ausfallend, sprang auf, rannte wie eben davon und knallte die Tür zu, dass die Bilder im Wohnzimmer Gefahr liefen, von den Wänden zu fallen. Während Zedlnitzky gedankenverloren die Bettdecke seines Sohnes glattstrich, erinnerte er sich daran, dass er schon mehrmals das Gefühl gehabt hatte, sein Sohn sei betrunken, wenn er irgendwann des Nachts nach Hause kam. Und dass der penetrante Geruch von kaltem Rauch in seiner Kleidung daher rührte, dass er zwischendurch in einem Lokal die Toilette habe aufsuchen müssen, glaubte ihm wahrscheinlich nicht einmal seine ebenso gutmütige wie einfältige Großmutter. Der Sprössling war fünfzehn, und offenbar soff er und rauchte noch dazu wie ein Schlot. Wann, so fragte sich Zedlnitzky, als er sich endlich schwerfällig erhob, war ihnen Peter so entglitten? Eben hatte er noch mit strahlenden Augen Nutella-Brote verputzt, und jetzt schienen weder Uhu noch Dieselöl sicher vor ihm!

Unter der Entwicklung, so spann er seinen Gedanken weiter, litten aber nicht nur die Eltern. Jackie, die ohnehin durch den Wechsel aufs Gymnasium herausgefordert war, da sie sich plötzlich neue Freundinnen suchen musste und nicht verstand, warum die alten nichts mehr von ihr wissen wollten, reagierte nachgerade verstört auf Peters Kratzbürstigkeit. Sie wurde immer verschlossener, und Zedlnitzky konnte sich nicht daran erinnern, wann er sie zuletzt hatte lachen gesehen.

Vor allem aber wusste Zedlnitzky nicht, wen er in dieser heiklen Angelegenheit um Rat angehen konnte. Von den eigenen Eltern war da nichts zu erwarten. Sein Vater stünde der Problematik, dessen war sich Zedlnitzky sicher, vollkommen verständnislos gegenüber. Der eigene Enkel ein Schlurf? Dann ab ins Heim für schwer Erziehbare! Tagwache um 5 Uhr früh, Dauerläufe, Kniebeugen und Liegestütze bis zum Umfallen hätten noch jeden Halbstarken zur Räson gebracht, würde sein Credo lauten. Und Oma Zedlnitzky würde die Ansage ihres Gatten dazu nutzen, eine elendslange Suada darüber abzulassen, dass es der Jugend von heute einfach viel zu gut gehe, dass sie zu sehr verwöhnt werde und vor lauter Wohlstand nicht mehr wisse, was sich gehört. Dies verbunden mit einem nicht weniger langen Lamento darüber, wie hart die eigene Kindheit gewesen sei, wie entbehrungsreich und mühselig. Und dass Paul samt seiner Frau den Knaben einfach viel zu sehr verwöhnt hätten. Kein Wunder,

dass einer zum Giftler werde, wenn er pausenlos Schokolade und Kracherl bekomme, wenn man mit ihm ans Meer fahre und ihn nicht einmal im Sommer arbeiten lasse.

Von der eigenen Schwester war auch nichts zu erwarten. Die steckte mitten in einer hässlichen Scheidung, und wenn Zedlnitzky sie kontaktierte, dann dauerte es keine dreißig Sekunden, bis sie ihn aufforderte, er solle endlich seinen unnützen Schwager hinter Schloss und Riegel verschwinden lassen. Dass Ehebruch nun einmal keinen Straftatbestand darstellte, war ihr dabei ebenso gleichgültig wie der Umstand, dass sie selbst ja auch fremdgegangen war. Und Zedlnitzky verspürte keinerlei Lust, herauszufinden, wer da wen zuerst betrogen hatte. Die ganze Sache war einfach nur unappetitlich, sodass es sich Zedlnitzky angelegen sein ließ, den Kontakt zu seiner Schwester tunlichst auf null zu stellen.

Unter den Kollegen brauchte er sich auch nicht umzuhören. Die würden ihm höchstens raten, dem Sohnmann ordentlich etwas hinter die Löffel zu geben oder ihm wenigstens die Hammelbeine langzuziehen, womit sie mit ihrem pädagogischen Latein auch schon wieder am Ende wären. Hackl hatte immerhin gemeint, er solle Peter von der Schule nehmen und ihn eine Lehre beginnen lassen. Doch das würde fraglos in einer noch größeren Katastrophe enden.

Ein kurzer Blick auf die Uhr machte ihm deutlich, dass er nicht länger darauf warten konnte, ob Peter erst zur Vernunft und dann in die Küche kam. Achselzuckend signalisierte er seiner Frau, dass er nun unwiderruflich ins Büro müsse, weshalb sie sich um den missratenen Sprössling kümmern solle. Und als sie eben Widerspruch anmelden wollte, läutete das Telefon. Zedlnitzky hob den Hörer ab. „Du bist noch zu Hause?“, hörte er Hackl fragen. „Nein“, replizierte er gallenbitter, „ich bin schon fast im Büro. Du sprichst mit meinem Astralleib, den ich heute zu Hause vergessen habe.“

Hackl brauchte eine Weile, den seichten Witz zu verdauen. „Hast in der Brotdose übernachtet, bei die Scherzerl“, kam es dann zurück. „Was gibt´s?“, kürzte Zedlnitzky die Präliminarien ab. „Na eh gut, dass d´ noch nicht unterwegs bist. So ersparst du dir den Umweg über das Sicherheitsbüro. Fahr gleich zur Coburgbastei. In dem Bordell Ecke Liebenberggasse haben wir eine Tote. Wahrscheinlich eine Prostituierte, aber Genaues wissen wir noch nicht.“ Zedlnitzky statuierte, er werde in zwanzig Minuten vor Ort sein.